

Die Rote Kapelle : Legende und Wirklichkeit

Autor(en): **Höhne, Heinz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **136 (1970)**

Heft 3

PDF erstellt am: **18.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-46106>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

rung rufen, um die frappante Parallele zu sehen. Da sich die Schweizer Fahne zwar parallel, aber ohne Kausalzusammenhang mit der Eidgenossenschaft entwickelte, drückt sie nicht die bewußte Absicht bei der Gründung derselben, sondern den im Hintergrund wirksamen geistigen schöpferischen Faktor aus.

Es geht nicht darum, sentimental die Zustände bei unseren Ahnen zu verherrlichen, sondern darum, zu sehen, ob dieser geistige schöpferische Faktor noch lebendig ist in einer sich wandelnden Zeit und ob er uns einen Weg weisen kann. Das Kreuz – nämlich nicht das christliche, sondern das gleichschenklige – tritt spontan in den Äußerungen des Unbewußten immer dann als *ordnungsschaffender Mittelpunkt* auf, wenn ein Chaos herrscht. Das Kreuz mit seinen vier Armen, die nach den vier Richtungen des Raumes ausgreifen und die Dimensionen in ihrem Kreuzungspunkt zentrieren, ist ein Ganzheitssymbol, das auf eine hintergründige, geheimnisvolle Ganzheit und Einheit hinweist. Diese Einheit ist jener Fixpunkt außerhalb des Menschen, der ihm als Halt in der Flucht des täglichen Treibens dienen kann. Sie ist die Zentrierung auf etwas, daß außerhalb seines Ichs liegt. Sie ist das, was in unserem Staatsgebilde die Vereinigung aller disparaten Teile und Bestrebungen ermöglicht; man denke nur an die vier Landessprachen. Sie ist das Gemeinsame, Verbindende über alle Unterschiede hinweg, durch das erst ein Staat mit weitgehender Autonomie der Stände möglich wird. Letztlich entzieht sich dieser Tatbestand einer abstrakten Formulierung, weil er nicht besser und nicht umfänglicher als eben durch das gleichschenklige Kreuz ausgedrückt werden kann. Es ist die Zusammenfassung der Vielheit und Mannigfaltigkeit in der Einheit und Einigkeit, etwas von dem in der letzten Kriegszeit wieder bedeutsam gewordenen Spruch: Einer für alle, alle für einen. Man wünschte sich heutzutage oft, daß in unserer Politik wieder mehr von dieser Idee im Hintergrund zu spüren wäre statt des Strebens nach dem eigenen Vorteil. Das Kreuz könnte uns daran erinnern. Bedeutsamerweise ist es eben nicht das christliche Kreuz, dessen Schnittpunkt über der Mitte liegt, sondern ein absolut symmetrisches, die Gegensätze völlig vereinendes Kreuz. Soviel mir bekannt ist, gibt es auf der ganzen Welt keine andere Nationalfahne mit einem symmetrischen Kreuz; die skandinavischen Kreuze sind in der Horizontalen verlängert.

Die rote Farbe des Fahnentuches, das früher ohne Insignien war, bedeutete das Blutbanner oder die Lehensfahne, das heißt das Recht, über Leben und Tod der Eigenen zu entscheiden, die sogenannte Reichsfreiheit. Sie ist somit der Ausdruck für die Eigenständigkeit und Selbstverantwortung. Sollen diese nicht in Willkür und Überheblichkeit ausarten, braucht es eine überpersönliche Liebe, die das Werk beseelt und die ebenfalls durch die rote Blutfarbe ausgedrückt wird. Es ist jene Liebe, die «alle für einen und einen für alle» einzustehen veranlaßt. Sie ist jenes Band, durch das die Gemeinschaft erst ermöglicht wird, nämlich dann, wenn die Liebe zur gemeinsamen Sache größer ist als jene zum eigenen Nutzen. Das ist kein Verlust der Eigenständigkeit, sondern eine Rücksichtnahme und Verantwortung allen anderen gegenüber. Nur jemand, der eine eigene Persönlichkeit ist, kann den anderen in seiner Eigenart gelten lassen. Damit wächst er über die Grenzen seiner Persönlichkeit hinaus, ohne sich zu verlieren oder sich selber untreu zu werden. Die rote Farbe als Farbe des Blutes und des Feuers weist auf jenes innere Feuer einer lebendigen Gemeinschaft hin, das die Lebenskraft derselben ausmacht. Sie ist der zündende Funke, der die Gemeinschaft beseelt und verbindet und dem einzelnen das Leben aus der Gemeinschaft vermittelt. Sie ist das innere Beteiligtsein am gemeinsamen Werk, das zu einem Stück meiner selbst wird.

Es ist Mode geworden, die «moderne Gesellschaft» zu kriti-

sieren. Sicher ist das sehr nötig, weil vieles faul und überholt ist. Oft führen aber solche soziologische Philosophien zu nichts anderem als zu Anarchie, Chaos und Zerstörung; einen gangbaren Weg zu einer «neuen Gesellschaft» findet man selten, weil solchen Philosophien das fehlt, was durch die rote Farbe der Schweizer Fahne ausgedrückt ist und ohne welches eine neue Gemeinschaft, welcher Art auch immer, nicht realisierbar ist, nämlich diese überpersönliche Liebe, Verantwortung für die Gemeinschaft, Respektierung der Eigenart des Nächsten und Opfer eigensüchtiger Absichten. Solche Philosophien sind oft von blendender intellektueller Brillanz und verführerischer Vernünftigkeit, so daß man den wahren Mangel derselben nicht erkennt, weshalb sie sich in ihrer praktischen Anwendung nicht nur nicht bewähren, sondern geradenwegs ins Verderben führen. Das rote Tuch unserer Fahne ist nicht zeitgebunden, sondern drückt das aus, was zu allen Zeiten und unter jeder sozialen Bedingung Voraussetzung zur Gemeinschaftsbildung ist. Um diese Tatsache kommt keine noch so revolutionäre Theorie herum; das wird dadurch bewiesen, daß in vielen Staaten mit einer solchen Theorie als Grundlage überhaupt keine Gemeinschaft des Volkes mehr möglich ist. Gewalt und Mißachtung des Menschen vermögen viel, aber meist nur eine beschränkte Zeit. Das, was durch das Symbol der Fahne und insbesondere der Schweizer Fahne ausgedrückt ist, wird auf die Dauer mehr vermögen. Ist das in unserem Volke noch lebendig?

Die Rote Kapelle: Legende und Wirklichkeit

Heinz Höhne

Vorbemerkung der Redaktion: Verschiedene Publikationen haben sich in letzter Zeit mit dem sowjetrussischen Nachrichtendienst im zweiten Weltkrieg beschäftigt und diesem teilweise außerordentliche Erfolge zugeschrieben. Auch unser Land war bekanntlich in diese Tätigkeit einbezogen; man denke an das unstrittene Buch der beiden Franzosen Pierre Accoce und Pierre Quet, «La guerre a été gagnée en Suisse» (Buchbesprechung der 1966 erschienenen deutschen Übersetzung, ASMZ Nr. 1/1970, S. 41 ff.). Im kommenden Frühjahr wird im Verlag S. Fischer in Frankfurt am Main ein Buch von Heinz Höhne, «Kennwort: Direktor. Die Geschichte der Roten Kapelle», erscheinen, das den letzten Eindruck wiederum korrigiert und gewiß auch nicht unwidersprochen bleiben wird. Wegen der thematischen Beziehung zu unserem Land geben wir im folgenden Kenntnis von den – leicht gekürzten – Schlußfolgerungen des Autors.

Die Agentengruppen des Grand Chefs waren tot, ihre Mitglieder verhaftet und verurteilt, ihre Verbindungen im Untergrund zerrissen. Was blieb, war eine Legende: der Mythos, mit der Roten Kapelle sei die erfolgreichste und möglicherweise kriegsentscheidende Organisation des sowjetischen Geheimdienstes untergegangen.

Freunde und Gegner der Roten Kapelle förderten gleichermaßen diese Legende. Jeder wollte auf seine Art an Ruhm und Einmaligkeit der kommunistischen Spionagegruppen partizipieren – die einen als Mitkämpfer und Märtyrer des antifaschistischen Kreuzzuges, die anderen als Verfolger und Liquidatoren einer mächtigen Agentenorganisation. Mochte sie auch eine

Welt der Ideologie und der politischen Moral trennen – in einem stimmten Freunde und Gegner überein: Die Rote Kapelle war einmalig gewesen, unerhört erfolgreich und unverwechselbar.

Die Erinnerungen der einstigen Jäger und Gejagten ließen das Bild einer nachrichtendienstlichen Superorganisation entstehen, der nahezu alles geglückt zu sein schien. «In der Sicht des Historikers», schrieb selbst der kritische Chronist David Dallin, «ist die Leistung des Gesamtapparates ... fast einzigartig. Nie in der Geschichte der Kriegführung hat die Spionage eine solch entscheidende Rolle gespielt wie für die Sowjetunion in den Jahren 1941 bis 1944.»

... Für die ehemaligen Verfolger hatte die Rote Kapelle eine solche Überlebensgröße erlangt, daß sie die Organisation noch nach dem Krieg an der Arbeit wähten. «Beinahe in jeder größeren Stadt Norddeutschlands, herunter bis Stuttgart, ist in maßgebender Stellung ein Angehöriger der «Roten Kapelle» zu finden», behauptete Roeder 1951, und selbst der zurückhaltende Exkommissar Hans Reiser kombinierte: «Die Rote Kapelle war schon im zweiten Weltkrieg weit mehr, als wir damals ahnen konnten – sie spielt noch immer! Die Rote Kapelle existiert nach wie vor.»

Solche Auslassungen spiegeln freilich eher die politische Gefühlswelt ihrer Sprecher wider als konkrete Tatsachen. Einen Wahrheitsgehalt haben sie nicht. Denn: Die Rote Kapelle besaß keine kriegentscheidende Bedeutung. Sie hat nicht eine einzige Schlacht im Osten mitentschieden, keine deutsche Division ist durch sie zugrunde gegangen, kein Feldzug der Wehrmacht von ihr zerstört worden. Der zweite Weltkrieg wäre nicht anders verlaufen, hätte es keinen Trepper und keinen Kent, keinen Schulze-Boysen und keinen Harnack gegeben.

Die Mär von der kriegentscheidenden Rolle der Roten Kapelle konnte nur Glauben finden, weil jahrzehntelang eine Kolportageliteratur der Öffentlichkeit einsuggeriert hatte, das Schicksal der Völker hänge nicht zuletzt von dem unsichtbaren Wirken raffinierter Agenten und Spione ab. Die Spionage wurde maßlos überbewertet: Man glaubte ernsthaft, die Erkundungen eines Geheimdienstes könnten die Politik der Regierung oder die Maßnahmen des Generalstabes entscheidend beeinflussen.

Tatsächlich aber kennt gerade die Geschichte des zweiten Weltkriegs zahlreiche Fälle wirkungsloser Spionage, aus denen gefolgert werden kann, daß Regierungen oder Generalstäbe die Informationen ihrer Geheimdienste nur beachten und akzeptieren, solange sie den eigenen Wunschvorstellungen entsprechen. Wo sie jedoch mit einem einmal festgelegten Kurs oder mit vorgefaßten Meinungen der Regierenden kollidieren, werden sie meistens ignoriert. Das mußte der holländische Militärattaché in Berlin, Oberst Sas, der 1939/40 seine Regierung vergebens vor dem deutschen Überfall warnte, ebenso erfahren wie Görings Forschungsamt, das fruchtlos den Kriegseintritt Englands an der Seite Polens prophezeite, und der US-Geheimdienst, der umsonst vor dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor warnte.

Die Rote Kapelle wiederum kündigte den deutschen Überfall auf Rußland an, ohne in Moskau Gehör zu finden. Es läßt sich nicht feststellen, wie die Alarmmeldungen Treppers und Schulze-Boysens im Frühjahr 1941 im Kreml behandelt wurden, aber aus den Memoiren des Marschalls Georgi Schukow, der damals den Generalstab der Roten Armee leitete, weiß man, daß alle Geheimdienstmeldungen über deutsche Angriffsvorbereitungen nicht nur ignoriert, sondern darüber hinaus von der Raswedupr-Führung falsch ausgelegt wurden.

Ein Beispiel dafür mag genügen. Im Februar 1941 meldete der sowjetische Militärattaché in Berlin, Hitler plane einen Überfall auf die Sowjetunion. «Für den Angriff gegen die UdSSR», so hieß

es in der Meldung, «werden drei Heeresgruppen aufgestellt: Die erste Heeresgruppe unter dem Befehl von Generalfeldmarschall von Bock wird in Richtung Leningrad losschlagen, die zweite Heeresgruppe unter Generalfeldmarschall von Rundstedt in Richtung Moskau, die dritte unter Generalfeldmarschall von Leeb in Richtung Kiew. Mutmaßliches Angriffsdatum: 20. Mai.»

Am 14. Mai 1941 übermittelte der Militärattaché eine neue Information, die Äußerung eines deutschen Majors: «Wir ändern unsere Pläne völlig. Wir marschieren nach Osten, gegen die UdSSR. Wir werden uns des sowjetischen Getreides, Öls und der Kohle bemächtigen. Dann sind wir unbesiegbar und können den Krieg gegen England und Amerika fortsetzen.» Ein paar Tage später eine weitere Meldung des Militärattachés: «Der Beginn der militärischen Operationen gegen die UdSSR ist zwischen dem 15. Mai und dem 15. Juni 1941 zu erwarten.»

Was aber schloß die Raswedupr-Führung aus diesen Meldungen? Für sie bestätigen die Informationen nur, was im Text gar nicht stand, aber vom Generalstab eisern geglaubt wurde: daß sich der nächste deutsche Schlag gegen – England richten werde. Am 20. März legte Peresypkins Vorgänger, General F. I. Golikow, dem Generalstab eine Analyse der Berliner Meldungen vor. Sie lautete: «1. Ich bin der Auffassung, daß der wahrscheinlichste Zeitpunkt für den Beginn der Operationen gegen die UdSSR nach dem [deutschen] Sieg über England oder nach Abschluß eines ehrenhaften Friedens mit England liegt. 2. Gerüchte und Dokumente, die einen Krieg gegen die UdSSR als unvermeidlich bezeichnen, sollten als Desinformationen der Briten oder vielleicht sogar des deutschen Geheimdienstes bewertet werden.»

Solche tödlichen Mißverständnisse verrieten etwas von der Schwierigkeit im Ausland operierender Sowjetagenten, sich bei ihren Oberen im Kreml verständlich zu machen. Das galt vor allem für die Rote Kapelle. Zwischen dem Direktor in Moskau und seinen Agenten blieb eine Pufferzone des Mißtrauens, zumal die Rote Kapelle oft auf sich allein gestellt war und der Direktor nicht immer wußte, was seine Agenten trieben. Nicht selten offenbarte sich, daß der sowjetische Geheimdienst keineswegs jene Systematik und Planmäßigkeit besaß, die westliche Bewunderer in ihn hineingeheimnissen.

Hinzu kam eine objektive Schwierigkeit, die allen Geheimdiensten vertraut ist, deren Agenten im feindlichen Lager arbeiten. Der sowjetische Generalstab durfte und konnte niemals die Möglichkeit ausschließen, daß seine Agenten den Irreführungsmanövern des Feindes erlagen oder Opfer eines Nachrichtenhandels wurden. Das schränkte von vornherein die Glaubwürdigkeit noch so guter Informationen über die Absichten des Feindes ein; bei dem ohnehin starken Mißtrauen der Russen können die Meldungen der Roten Kapelle nur einen sehr begrenzten Einfluß auf die militärischen Entscheidungen der Roten Armee im deutsch-sowjetischen Krieg ausgeübt haben.

Natürlich wissen wir nicht, bis zu welchem Prozentsatz sich das ständig wechselnde Feindlagebild des sowjetischen Generalstabes auf die Meldungen der Roten Kapelle stützte. Man kann jedoch die ähnlich gelagerten deutschen Verhältnisse zur Beurteilung heranziehen. Das Feindlagebild der deutschen Militärführung setzte sich aus fünf Faktoren zusammen: der Frontaufklärung, der Luftaufklärung, der Funkaufklärung, der Auswertung der gegnerischen und der neutralen Presse und den Meldungen des Geheimdienstes. In der Skala der Zuverlässigkeit standen die Agentenmeldungen an letzter Stelle.

«Agentenmeldungen allein sind niemals als Grundlage für die Steuerung militärischer Gesamtoperationen benutzt worden», urteilt der ehemalige Abwehrhauptmann Dr. Will Große. «Unter

den Grundlagen für operative Entschlüsse spielt die allgemeine strategische Auffassung der Lage eine weitaus größere Rolle als die vom Nachrichtendienst vorgetragene Auffassung über Absichten, Stärke, Dislokation und Moral des Feindes.» Meist habe man «auf deutscher Seite Agentenmeldungen nur insoweit berücksichtigt, als sie sich der allgemeinen Lageauffassung einfügten».

Aber selbst wenn man einmal unterstellt, daß der sowjetische Generalstab den Agentenmeldungen eine etwas größere Bedeutung beigemessen habe, so ist zu fragen, ob die Informationen der Roten Kapelle jene Qualität besaßen, die allein eine stärkere Berücksichtigung bei militärischen Entscheidungen gerechtfertigt hätte. Es fällt auf, daß die Legendenschreiber der Roten Kapelle einer detaillierten Erörterung dieser Frage bisher aus dem Wege gegangen sind.

Schon dem militärischen Laien muß rätselhaft bleiben, warum die Informationen der Spionagegruppen Trepper und Kent über Stärke, Ausrüstung und Unterbringung deutscher Truppen im äußersten Westen Europas für die sowjetische Heeresführung im Osten von Bedeutung gewesen sein sollen. Kein Zweifel: Die im Westen eingesetzten Agenten waren fleißige Nachrichtensammler, sie meldeten jedes politisch oder militärisch wichtig erscheinende Detail nach Moskau, sie beobachteten die Deutschen, wo immer sie konnten.

Was aber nutzten ihre Informationen den hart um ihre Existenz kämpfenden Sowjetarmeen? Für den Generalstab in Moskau mochte noch von Belang sein, welche im Westen stationierten deutschen Truppen nach Osten verlegt werden sollten, mochte wichtig sein, wie diese Verbände ausgerüstet waren und welche Kampfmoral sie hatten.

Mit dem Gros der Meldungen aus dem Westen aber konnte die sowjetische Militärführung nichts anfangen: Da waren Informationen über die Herstellung holländischer Hochspannungsmasten für Deutschland, über Verteilung von Eisenblechen für belgische Schiffsbauten, über die Zustände in einem Treibstofflager bei Gent, über Engpässe im französischen Lokomotivbau, über Schwierigkeiten bei der Belieferung belgischer Fabriken mit deutschen Spezialventilen zur Herstellung von Kesselwagen, über die Lage von Schiffsreparaturwerkstätten in Amsterdam, über den Verwendungszweck belgischer Stahlerzeugnisse – die Liste könnte beliebig fortgesetzt werden.

Der sowjetische Generalstab erfuhr aus dem Westen nahezu alles, nur nicht, was er am dringendsten benötigte: Informationen über Pläne, Überlegungen und Ziele deutscher Militärs. Das hatte einen einfachen Grund: Treppers V-Männern war der Einbruch in den deutschen Militärapparat nicht geglückt. Der Grand Chef erfreute sich guter Beziehungen zur Organisation Todt und zum Stab Sauckels, die militärischen Stäbe der Deutschen blieben indes für ihn unzugänglich.

Vier militärische Zentren unterhielten die deutschen Besatzer in Westeuropa: den Stab des Oberbefehlshabers der in Frankreich, Belgien und Holland belassenen Kampftruppen (den OB West in Saint-Germain) und die ihm mehr oder weniger unterstellten Stäbe des Militärbefehlshabers Frankreich (Paris), des Militärbefehlshabers in Belgien und Nordfrankreich (Brüssel) und des Wehrmachtbefehlshabers in den Niederlanden (Den Haag). In keines dieser vier Hauptquartiere konnte der Grand Chef seine Agenten einschmuggeln. Nur in die sogenannte Militärverwaltung, den administrativen Sektor des Militärbefehlshabers Frankreich, fand die Rote Kapelle zeitweilig Eingang.

... Militärisch besser informiert hingegen war die Berliner Gruppe der Roten Kapelle unter Harro Schulze-Boysen. Fünf-

hundert Meldungen vorwiegend militärischen Inhalts hatte sie zwischen dem 14. Juni 1941 und dem 30. August 1942 nach Moskau gefunkt: Produktionszahlen der Luftwaffe, Kommandoeinsätze der Abwehr an der Ostfront, Interna der deutschen Führung, neue Waffen, politische Situation in den besetzten Gebieten, Treibstofflage in Deutschland, Spannungen zwischen dem Führerhauptquartier und der Wehrmacht.

Was freilich Generaloberst Peresypkin besonders brauchte, konnten auch die Agenten Schulze-Boysens nicht oder nur in geringem Maße liefern: Truppennachrichten, Einsatzdaten, Operationspläne, Details über Lagebesprechungen des Führerhauptquartiers. Denn: Schulze-Boysens Informanten kamen selten über die Adjutantenebene hinaus; der Agentenchef konnte nur aus den Dienststellen Nachrichten liefern, in denen seine Informanten saßen. Und in den strategischen Planungsgremien Großdeutschlands saß kein Informant.

... Hätte die sowjetische Führung ihre Entschlüsse allein auf die Nachrichten aus Berlin ausgerichtet, so wäre sie an der Front in arge Verlegenheit geraten. Schulze-Boysens Nachrichten waren ungenau, zum Teil sogar falsch. Die erhaltenen Funkmeldungen der Berliner Roten Kapelle beweisen es. Hier einige Beispiele:

Am 22. September 1941 meldete die Berliner Agentengruppe nach Moskau: OKW beschloß Anfang August, Ostfront auf Linie Riga–Odessa zurückzunehmen. An Errichtung dieser Verteidigungslinie arbeiten jetzt 900 000 Mann der Organisation Todt. Tatsache aber ist: Am 12. August 1941 erließ das Oberkommando der Wehrmacht eine «Ergänzung zur Weisung 34», in der es hieß, «noch vor Eintritt des Winters» müßten die deutschen Verbände bis in den Raum Moskau vorstoßen. An den Bau einer Verteidigungslinie hat damals niemand im sieges-trunkenen OKW gedacht.

Am 21. Oktober 1941 erfuhr der sowjetische Generalstab von seinen Berliner Agenten: «Hitlers Befehl beruhte auf Einnahme Leningrads bis zum 15. September.» Tatsache aber ist: Hitler entschied am 5. September, Leningrad solle «Nebenkriegsschauplatz» werden; es genüge, die Stadt einzuschließen. Mitte September befahl er, jeden Vorstoß in die Stadt zu unterlassen, da die Panzerverbände keinem Risiko ausgesetzt werden dürften.

Am 22. Oktober 1941 funkte Berlin an den Direktor: «Panzer der Propagandakompagnien stehen in Brjansk in Erwartung des Einzuges in Moskau, der auf 14., dann auf 20. Oktober vorgesehen war.» Tatsache aber ist: Hitler ordnete erst am 14. Oktober an, die Heeresgruppe Mitte solle Moskau bis zum Wintereinbruch erobern; erst Anfang November gelang der Einbruch deutscher Verbände in die Moskauer Schutzstellung der sowjetischen Truppen. PK-Panzer können sich zudem nicht versammeln haben, da die Propagandakompagnie über keine Panzer verfügte.

Nicht besser informiert war die Berliner Agentengruppe über andere Operationspläne. In den Meldungen Schulze-Boysens figurierte eine Art Monsterprojekt des deutschen Generalstabs, das aus drei Teilen bestehen sollte: «Plan I: Ural; Plan II: Archangelsk–Astrachan; Plan III: Kaukasus.» Man wird diesen Drei-Ziele-Plan in den Akten des Wehrmachtführungsstabs vergebens suchen; der deutsche Operationsplan kannte allerdings drei ähnliche Ziele: Moskau, Leningrad und Kaukasus. Vor allem die Kaukasuspläne der deutschen Führung interessierten Schulze-Boysen. Am 12. November 1941 meldete er dem Direktor, «Plan III mit Ziel Kaukasus» sei von der Wehrmacht aufgegeben worden und werde erst wieder «im Frühjahr 1942 in Kraft» treten. Auch hier irrte der Spion.

Offenbar war zu ihm gedrungen, daß der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd, Generalfeldmarschall von Rundstedt,

am 3. November beim Oberkommando des Heeres beantragt hatte, die im Schlamm steckengebliebene Operation in Richtung Kaukasus einzustellen, da die Truppe «ohne ausreichende Versorgungsgrundlagen» sei. Der Informant scheint aber nicht gewußt zu haben, daß dieser Antrag vom OKH abgelehnt worden war, weil «der in Kürze zu erwartende Kälteeinbruch» noch einmal «ein rasches Vorwärtskommen der Operationen» ermöglichen werde, wie der Generalstabschef des Heeres, Generaloberst Halder, am 13. November auf einer Chefbesprechung in Orscha vortrug.

Dennoch meldete Schulze-Boysen den «Aufmarschraum für (die neue deutsche) Kaukasusoffensive: Losowaja-Balakeija-Tschugujew-Belgorod-Achtyrka-Krasnograd». Als jedoch die Kaukasusoffensive tatsächlich im Sommer 1942 erneut begann, brachen die deutschen Verbände auf einer um das Dreifache breiteren Front los, als Schulze-Boysen gemeldet hatte.

Die deutsche Sommeroffensive traf die Russen völlig überraschend. «Die Ereignisse des Mai und Juni offenbarten Fehlkalkulationen unseres Oberkommandos», bezeugt Marschall Schukow. Worin lag der Fehler? Der sowjetische Generalstab hatte damit gerechnet, die deutschen Verbände würden aus den Räumen Orel-Tula und Kursk-Woronesch heraus in südwestlicher Richtung ihre Offensive gegen Moskau fortsetzen; die Russen aber waren gänzlich verwirrt, als die Deutschen nur im Raum Woronesch zum Angriff antraten, aber dann nicht gegen Moskau vorstießen, sondern mit allen Verbänden der deutschen Südfront in entgegengesetzter Richtung nach Stalingrad und dem Kaukasus abdrehten.

Völlig unhaltbar aber ist die Behauptung, durch die Arbeit der Roten Kapelle sei der sowjetische Sieg in Stalingrad und damit die Wendung des Krieges gesichert worden ... Es ist schlechterdings rätselhaft, weshalb der sowjetische Generalstab aus der Ankündigung einer neuen Kaukasusoffensive auf die entscheidende Begegnung bei Stalingrad geschlossen haben soll. Aus Schukows Memoiren geht vielmehr hervor, daß die Russen damals mit einer Schlacht im Raum Moskau gerechnet haben (neben einer kleineren Südoffensive der Deutschen). Ihre Chance bei Stalingrad haben die sowjetischen Armeeführer erst im Frühjahr 1942 erkannt, als die deutsche Offensive versackte. Damals aber existierte die Berliner Rote Kapelle nicht mehr.

Außerdem konnte Schulze-Boysen im November 1941 die Schlacht von Stalingrad noch gar nicht ankündigen, weil sich die deutschen Generäle keineswegs schlüssig waren, wie sie 1942 operieren sollten. Hitler war von Anfang an für die Kaukasusoffensive, der Generalstab des Heeres aber wollte defensiv taktieren, bis sich die deutschen Verbände von ihren gewaltigen Kräfteverlusten erholt hatten. Erst im Februar 1942 begann Hitler, die Kaukasusfrage zu forcieren, frühestens Ende März 1942 fiel die grundlegende Entscheidung.

... Wenn aber die Agenten der Roten Kapelle keinen nennenswerten Einfluß auf den militärischen Verlauf des zweiten Weltkriegs ausgeübt haben, so kann ihre Bedeutung nur im Politisch-Moralischen gesucht werden: Wie andere Europäer gehören sie auf ihre Art zu der großen Widerstandsbewegung, die in allen Teilen des Kontinents gegen die Tyrannei des Dritten Reiches aufstand. Das gilt vor allem für ihre problematischste Gruppe, die Berliner Organisation Schulze-Boysen und Harnack.

Aber auch hier sollte man die Legende von der Wirklichkeit unterscheiden. Eine hartnäckige Version der ehemaligen Mitarbeiter will, daß die Gruppe Schulze-Boysen und Harnack eine große repräsentative Organisation des innerdeutschen Widerstandes gewesen sei. Laut Weisenborn hatte sich die Gruppe «von Konservativen bis zu den Kommunisten» erstreckt, und der

Schriftsteller Ernst von Salomon entdeckte in ihr sogar «junge Leute aus guten Positionen, Ministerialräte und SS-Offiziere». Falk Harnack, nimmermüder Apologet seines hingerichteten Bruders, konstruierte «breite und feste Querverbindungen zu der Gruppe (20. Juli) sowie Auslandsbeziehungen zu allen Großmächten».

Mit solchen Bemühungen wird der Gruppe Schulze-Boysen und Harnack ein politisches Vorzeichen aufgedrängt, das sie nie getragen hat. Sie war ein Zusammenschluß junger Kommunisten, Marxisten und linker Pazifisten, sie rekrutierte sich aus der Arbeiterschaft und linksintellektuellen Künstlerschaft, sie hatte sich – nicht ohne sektiererische Untertöne – zum kompromißlosen Kampf gegen die NS-Diktatur entschlossen, aber sie war schwerlich repräsentativ für den deutschen Nonkonformismus im Dritten Reich.

In der Gruppe war weder die sozialdemokratische Arbeiterschaft vertreten noch jener preußische Adel, der am 20. Juli 1944 gegen die braunen Reichsverderber revoltierte. In ihr saßen nicht die Repräsentanten des liberalen Bürgertums, fand kein Berufsoffizier, kein Gewerkschafter, kaum ein Beamter seine geistige Heimat.

... Ebenso erfordert es die historische Wahrheit, einen Trennungsstrich zu machen zwischen Schulze-Boysens engeren Gefährten und jenen reinen Widerstandskämpfern, die nichts von Spionage wissen wollten und ihr Leben nur dem Kampf gegen den nationalsozialistischen Unrechtsstaat weihten. Sie kannten nicht die Verstrickungen ihres Idols Schulze-Boysen in die nachrichtendienstlichen Machenschaften der sowjetischen Weltmacht, sie ahnten nichts von der Kaltblütigkeit, mit der ihr Freund junge Menschenleben dem Moloch eines wirren Fanatismus opferte. Für sie gab es nur eine Pflicht, ein moralisches Gesetz: der Barbarei im Gewand nationaler Tugenden entgegenzutreten und eine bessere, menschenwürdigere Welt zu erkämpfen.

Deshalb sind sie, die unbefleckten Widerstandskämpfer an der Seite Schulze-Boysens, die wahrhaft tragischen Figuren in dieser Geschichte. Was könnte erschütternder sein als die Erkenntnis der Cato Bontjes van Beek im Angesicht des Schafotts: «Mama, es ist kein besonders großer Ruhm, mit dieser Sache etwas zu tun zu haben ... Traurig ist es nur, daß ich gar nicht weiß, wofür ich sterben soll.» Ihr Leben und Sterben verdient unsere besondere Achtung, weil sie bis zur letzten Stunde unberührt blieben von der doppelbödigen Moral, die Schulze-Boysen und die Seinen in den Dienst einer fremden Macht trieb.

Diese anderen aber, die eigentlich verschworenen Kampfgenossen um Harro Schulze-Boysen und Arvid Harnack, nahmen bewußt den Bruch mit jeder Konvention und Tradition in Kauf, ja sie sahen darin geradezu den tieferen Sinn ihres Kampfes gegen das Hitlertum und die bürgerliche Welt. Sie bleiben, was sie bis zu ihrem Tode waren: Laienagenten aus politischer Überzeugung, eher fleißige denn effektive Spione, Symbolfiguren eines politischen Protestes, der den Nachkommenden bewies, daß es auch im Zeitalter der Anpassung und des Mitläufertums Menschen gab, die nur ihrem Gewissen folgten.

Gleichwohl sperrt die besondere Art ihres Kampfes, eben die Spionage für eine auswärtige Macht, die engeren Freunde Schulze-Boysens und Harnacks aus der Gemeinschaft der deutschen Widerstandskämpfer aus. Ihre Arbeit für den sowjetischen Geheimdienst hat zwischen ihnen und dem übrigen deutschen Widerstand eine Kluft aufgerissen, die vermutlich niemals überbrückt werden wird; für die Masse der deutschen Hitlergegner bleiben die Gefährten Schulze-Boysens Landesverräter, geheime Helfer einer Macht, die Deutschland ebenso unfrei halten wollte, wie dies einst der Nationalsozialismus tat.

Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß auch auf das Reich Hitlers der formaljuristische Begriff des Landesverrats Anwendung finden kann. Er kann es nicht. Gerade die Geschichte der Widerstandsbewegung kennt den legitimen Landesverrat, jene Tat, von der Eberhard Bethge, der Biograph Dietrich Bonhoeffers, sagt, in Notzeiten müsse der Patriot tun, was sonst Sache eines gemeinen Lumpen sei. Aber diese Art von Landesverrat muß und kann nur eine politische Funktion haben: Es sind Situationen denkbar, in denen man den Kriegsgegner informiert und kontraktiert, um ihn zu einem Schritt zu bewegen, der den Sturz des Unrechtsregimes im eigenen Lande erleichtert.

Aus diesem und keinem anderen Grund hat der Oberst Hans Oster 1940 in drei Fällen den Termin eines deutschen Angriffs den Westmächten preisgegeben; er wollte damit den Kriegsgegner zu Gegenmaßnahmen provozieren, die Hitlers Kriegsabenteuer im Ansatz zunichte und die Generalität putschbreit machen sollten. Der Landesverrat hatte hier eine eindeutig politische Aufgabe – keinen Augenblick hat Oster daran gedacht, das militärische Potential des Kriegsgegners zu stärken oder gar einen Sieg des Gegners über Deutschland zu erleichtern. Dies wäre auch einem Oster als verwerflicher Landesverrat erschienen.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, unter Berufung auf das Beispiel Osters den Landesverrat der Gruppe Schulze-Boysen und Harnack zu rechtfertigen. Diese Versuche enthüllen ein wesentliches Mißverständnis. Oster und seine Freunde in der deutschen Heeresführung haben ein gewagtes Spiel getrieben, um mit Rückendeckung durch den Kriegsgegner Deutschland vom Hitlersystem zu befreien und einen Verständigungsfrieden mit den Alliierten zu erreichen. Schulze-Boysens Freunde aber, einflußlos und ohne jede Macht, haben sich in das Räderwerk eines fremden Spionageapparates eingeordnet, weil sie glaubten, nur durch den Sieg der Sowjetunion werde Deutschland vom Hitlerismus befreit werden können.

Eine solche Art des Widerstandes kann auch der demokratische NS-Gegner nur als eine bedauerliche Verirrung werten. Die Arbeit der Gruppe Schulze-Boysen und Harnack für den sowjetischen Geheimdienst hat denn auch dem Ansehen der deutschen Widerstandsbewegung mehr geschadet als genützt – ein Blick in die rechtsradikale Presse beweist es. Denn kein Land erträgt es, daß sich seine politisch wachen Staatsbürger in die Abhängigkeit eines ausländischen Spionagedienstes begeben.

Gefechtsübung «Bärentatze» der verstärkten Gruppe 1 des österreichischen Bundesheeres vom 10. bis 14. November 1969 in Niederösterreich

Major Paul Küng

1. Allgemeines

Es ist allgemein üblich, größeren Truppenübungen eigene Bezeichnungen zu geben. Das Kennwort «Bärentatze» für die Herbstmanöver 1969 sollte die Möglichkeiten beider Parteien andeuten, kräftige Prankenschläge auszuteilen.

Die Übung «Bärentatze» wurde als freilaufende Gefechtsübung mit Volltruppe angelegt. Die Gesamtanlage erfolgte in der *Zielsetzung*, den Ablauf möglichst kriegsnahe und freizügig zu gestalten und allen beteiligten Kommandanten auf allen Führungsebenen die Möglichkeit zu selbständigem Handeln sicherzustellen. Es sollten ferner der Ausbildungsstand der Truppe überprüft und andererseits echte Erfahrungswerte für die zukünftige Ausrichtung von Planung und Ausbildung gewonnen werden.

Die Herbstübung 1969 verfolgte außerdem noch besondere Zwecke:

- Die erstmalige Mitwirkung von Verbänden der Landwehr, die ausschließlich aus Reservisten besteht, sowie die Auffüllung gewisser aktiver Verbände mit Reservisten auf Kriegsstärke sollten erprobt werden.
- Im Rahmen der Gefechtsübung sollten sodann Kleinkriegführung und Lufttransporte eine gewisse Rolle spielen.

Das *Übungsprogramm* sah folgenden Ablauf vor:

8. und 9. November 1969:

- Zuführung der Kraftfahrzeugabstellungen aus den Bereichen der Gruppen II und III,
- Truppeninstruktion der Mob-Teile 3. PzGrenBrig, HPiB und Gruppentruppen¹,
- Kaderinstruktion der Landwehr des SiB Wien, GzB Allentsteig, SiKp Stadt Haag und SiKp Scheibbs.

10. November 1969:

- Gefechtsstände der Übungsleitung und Brigaden ab 8.00 Uhr arbeitsbereit,
- Truppeninstruktion der Landwehreinheiten,
- Aufmarsch der übenden Kräfte von Partei Orange, und Partei Blau im mot-Marsch, E-Transport und Einnehmen der Ausgangslage.

11. November 1969:

- 10.00 Uhr Übungsbeginn.

14. November 1969:

- bis etwa 8.30 Uhr Gefechtsübung Lage «Bärentatze».

14. November 1969

- etwa 9.00 Uhr Beziehen der Verfügungsräume durch die großen Verbände,
- etwa 11.00 Uhr Zuführung der übenden Truppen in die Bereitstellungsräume für den Vorbeimarsch in Amstetten,
- 13.30 Uhr Vorbeimarsch der übenden Truppen in Amstetten, Dauer etwa 1½ Stunden,
- etwa 15.00 Uhr Abrücken der Truppe.

15. November 1969:

- Entlassung der Reservisten.

Insgesamt nahmen an der Übung einschließlich der Reservisten teil: 12 508 Mann, 345 Ketten- und 2181 Räderfahrzeuge.

Die Übung sollte nicht nach einem Drehbuch ablaufen. Die Übungsleitung, die gleichzeitig die Rolle des vorgesetzten Kommandos jeder Partei spielte, hatte lediglich die Ausgangslage und die Aufträge im großen erteilt. Die Durchführung war den Parteien weitgehend überlassen. Der völligen Freizügigkeit waren allerdings dort Grenzen gesetzt, wo aus Rücksicht auf die Zivilbevölkerung und die Verkehrseinrichtungen größere Schäden vermieden werden mußten. Der gewollte, möglichst freie Verlauf sollte auch zu Friktionen führen, aus denen zu lernen ebenfalls Übungszweck sein sollte.

Anlage und Leitung der Gefechtsübung «Bärentatze» lag beim Stab der Gruppe I (Befehlsbereich Wien, Niederösterreich und

¹ Es werden die im österreichischen Bundesheer üblichen Abkürzungen verwendet